



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wenck, Woldemar: Deutsche Stimmungen beim Eintritt in das letzte  
Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

den Polizeipräsidenten strenge Maßregeln zur Verhinderung der Demonstration, worauf diese Kundgebung sowie ähnliche, die in Lyon, Marseille, Bordeaux und Lille beabsichtigt waren, unterblieb. Ein solches Quos ego wäre am Ende auch für die Boulangerei und die mit ihr verbündete Masse der verschiedenen Gegner der Republik angebracht und von einigem Erfolge. Es hieße jedoch die Klugheit dieser Gegner stark unterschätzen, wollte man hoffen, sie würden der Regierung selbst die gesetzlichen Waffen zum Einschreiten gegen sich in die Hand spielen. Irgendwelches herausfordernde Auftreten dieser Leute, das im gegenwärtigen Augenblicke stattfände, würde unfehlbar den Zusammenschluß der Kammermehrheit zur Folge haben. Das soll aber gerade verhindert werden, und deshalb werden Boulanger und seine Verbündeten vorerst wahrscheinlich die Regierung und die republikanische Kammermehrheit sich selber überlassen.



## Deutsche Stimmungen

beim Eintritt in das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts

Von Woldemar Wenz



ie gewaltigen Erregungen und Spannungen, die durch die ersten, großen Schläge der französischen Revolution — im Jahre 1789 — in das geistige Leben der Deutschen gebracht worden waren, setzten sich in das folgenden Jahrzehnt hinein fort, in einer Weise, daß man wohl sagen kann: seit den Tagen der Reformation war niemals durch die innere Entwicklung des einen Volkes das Denken und Fühlen des andern so mächtig beeinflusst worden. Sowohl in der andauernden Konzentrierung des Interesses auf die politischen Fragen, als in der Ausbreitung dieses politischen Interesses auf weitere Volkskreise gab sich das zu erkennen. Wenn bereits in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Zunahme politischer Reflexion und Schriftstellerei in Deutschland manchen in Verwunderung gesetzt hatte, wie weit trat alles zurück gegen die jetzt hervorgebrochene Teilnahme und die Schnelligkeit ihres Wachstums! „Glückseliges Zeitalter! Bald wird unser Deutschland lauter Politiker und lauter Genies aufweisen,“ spricht sich eine Stimme im Berliner Journal über das Unmaß politischer Diskussion aus, das man sich gefallen lassen müsse. Zur kurrenten

Grenzboten 1 1889

57

Münze seien eine Menge von Ideen geworden, die man bisher nur in den Büchern der Philosophen gefunden. Hier wie anderwärts, heißt es in einem Bericht aus dem Hildesheimischen, sei die Zeit vorüber, wo der Bauer nichts gekannt habe als seinen Katechismus, Gesang- und Gebetbuch; er lese Zeitungen, die Reden der Freiheits- und Gleichheitsapostel seien ihm nicht unbekannt. „Die französische Revolution verdrängt durch ihr gewaltiges Interesse alles,“ sagt Archenholz in seiner Minerva 1793; „die besten Gedichte bleiben ungelesen; man greift nur noch nach Zeitungen und solchen Schriften, die den politischen Heißhunger stillen!“ Wir sehen: selbst die schöne Litteratur schien den breiten Raum, den sie eine Zeit lang in dem Leben und Streben der Nation eingenommen hatte, an die Politik verlieren zu sollen. „Ich weiß wohl,“ sagt Tiedge bei Ankündigung einer neuen Sammlung seiner poetischen Episteln, „daß Poesie jetzt kaum noch als ein Nebengericht in einem Journal genossen wird.“ „Erst müssen die Deutschen weniger politisch, philosophisch und altklug werden, sonst kommt der kindliche Greis immer noch zu früh,“ so schrieb Johann Heinrich Voß an seinen Freund Gleim, indem er die Vollendung und Veröffentlichung seiner Homerübersehung auf eine gelegener Zeit hinausshob. Das bekannteste nach dieser Richtung hin sind wohl Schillers Worte bei Ankündigung seiner Horen, zu Ausgang des Jahres 1794. Aus der starken Gewalt, mit der politische Begebenheiten und Meinungsverschiedenheiten alles gefangen genommen hätten, leitet er das dringende Bedürfnis her, „die dadurch eingeengten Gemüther durch ein allgemeineres und höheres Interesse an allem, was rein menschlich und über allem Einfluß der Zeiten erhaben, wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.“ Hatte doch jene Gewalt sich auch in dem Kreise, aus welchem die Horen hervorgingen, aufs heftigste spüren lassen! „Sie stritten, daß sie alle zugleich schriegen,“ so schrieb Frau von Stein 1791 von der Bewegung, in der sie die Träger von Deutschlands litterarischer Herrlichkeit zu Weimar um politischer Dinge willen gefunden hatte.

Fragen wir nun aber angesichts einer so starken, durch die Revolution hervorgerufenen Beschäftigung mit politischen Dingen, welche Stimmung oder welches Urtheil denn dieser Revolution selbst gegenüber, ob Gunst oder Ungunst, das vorwiegende gewesen sei, so ist wohl leicht zu erkennen: jener Enthusiasmus, wie er im Sommer 1789 Jung und Alt, Hoch und Gering, mit sich fortgerissen hatte, konnte sich in solcher Allgemeinheit nicht behaupten. Je heftiger die Revolution in ihrem weitem Fortgang gegen die bis dahin vorherrschenden Klassen des französischen Volkes anließ, desto weniger konnte es, bei der starken Verwandtschaft in Zuständen und Zusammensetzung aller abendländischen Nationen, auch in Deutschland an Kreisen fehlen, die durch ihre eigensten Interessen, Anschauungen und Empfindungen mit einem Widerwillen gegen diese Revolution erfüllt wurden. Und dazu nun wie vieles, wodurch die

Revolution das gesunde Urteil und die allgemeinemenschlichen Gefühle auch des Unbefangenen gegen sich aufregen mußte! Schon über die gräuelvollen Szenen, unter denen, am 5. und 6. Oktober 1789, die Überführung Ludwigs XVI. und der Nationalversammlung aus Versailles nach Paris ins Werk gesetzt worden war, vermochte mancher aufrichtige Freund der französischen Freiheit nur mit schwerer Mühe hinwegzukommen. Man denke sich ferner die Nationalversammlung in ihrer schlecht verhehlten Unlust oder Unfähigkeit, mit der königlichen Gewalt aufrichtig gegen die einreißende Anarchie zusammenzuwirken; man denke an jene Verfassungsberatungen, bei denen schon im Spätsommer 1789 einem Deutschen die Erfahrung alter, ökumenischer Kirchenversammlungen durch den Sinn gehen mochte, „daß auch die respektabelsten Männer, unter einem Dache versammelt, zu Böbel werden könnten.“ Ich unterlasse es, auch nur in allgemeinsten Andeutungen das Ärgerliche und Verwerfliche in der ferneren Entwicklung der Revolution herauszuheben — das immer stärkere Emporbringen der übelsten Volkselemente, die wachsende Gewalttätigkeit in tausend Erscheinungen, bis endlich die Gefangensetzung König Ludwigs (10. Aug. 1792) und die Septembermorde in die Schreckenszeit der blutigen Konventsherrschaft hinüberführten. Vieles ist ja wohl von Schriftstellern einer spätern Zeit, aus Parteigichtspunkten oder für sonstige Zwecke, zu Tage gefördert worden, um auch das Ärgste und Schlimmste in jenen Vorgängen, teils als große Notwendigkeit zu rechtfertigen, teils als heroische Kraftproduktion des Weltgeistes in ein glänzendes Licht zu setzen. Den Zeitgenossen konnte von diesem Vielen nur das Wenigste in den Sinn kommen — wie ja auch das Meiste davon neuerdings, gutenteils durch Frankreichs eigne Schriftsteller, wieder beiseite geräumt worden ist.

Als um die Mitte des Jahres 1790 der einsichtsvolle Hannoveraner Ernst Brandes, schon damals wenig erbaut von dem Gange der Dinge in Frankreich, seine „Betrachtungen über die französische Revolution“ schrieb, warf er zum Schlusse einen Blick auf das Verhalten der verschiedenen Gesellschaftskreise in Deutschland zu dem Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit. Bei dem Adel und den Geschäftsmännern (was damals, in solchem Zusammenhang, immer die im öffentlichen Dienst angestellten bedeutet) findet er die Besorgnis vor Anarchie überwiegend; bei den Theoretikern, bei den denkenden Köpfen aus dem dritten Stande herrsche die schrecklichste Abneigung gegen den Despotismus vor, den sie — nicht ganz mit Recht — nur in der unbeschränkten Gewalt eines einzelnen suchten. Mancher sehr kluge und sehr einsichtige Geschäftsmann aber, bekümmert mit dem auf dem Volke ruhenden Drucke und den schädlichen Präntentionen des ersten Standes, lasse sich zu einer lebhaften Parteinahme für die Nationalversammlung verleiten. Zu ihnen schlage sich auch der große Teil derjenigen Menschen aller Stände, die ihre Bildung der Büchergelehrsamkeit und nicht ihrer eignen Beobachtung der Welt verdankten. Von dem Miß-

behagen vieler Geschäftsmänner an dem französischen Verfassungswerke, anderseits von den Freiheitsdeklamationen und dem wenig gediegenen Enthusiasmus der meisten gens des lettres redet gelegentlich auch Brandes jüngerer Landes- und Gefinnungsgenosse Rehberg.

Man sieht: lebhaftere Verstimmlung gegen den Gang der französischen Dinge, starke Mißbilligung des dort geschehenden, waren jetzt in Deutschland an mehr als einer Stelle zu finden. Schon aus den angeführten Worten von Brandes aber — wenn man darnach versuchen wollte, gewissermaßen die Summen der Revolutionsfreunde und -Feinde in ungefährem Überschlag sich zusammenzurechnen — möchte sich dasselbe ergeben, was uns noch deutlicher aus einer um zwei Jahre jüngeren Schrift des gleichen Schriftstellers, überdies aber aus einer Menge von sonstigen Zeugnissen und Anzeichen entgegentritt, daß es nämlich ein großer Irrtum sein würde an einen eigentlichen Umschlag zu denken, der in der Stimmung der Deutschen eingetreten wäre. Vielmehr blieb, trotz der Abschwächung der ursprünglichen Begeisterung und indem die Meinungen sich schieden, doch bei der großen Mehrzahl derer, die überhaupt hier als Träger einer Meinung in Frage kommen konnten, ein sympathisches Verhalten zur französischen Sache das Vorwaltende; eine starke Neigung, diese Sache in engstem Zusammenhange mit der Sache politischer Freiheit und menschlicher Vervollkommnung zu denken, erhielt sich bei der ganz überwiegenden Mehrzahl derer in Kraft, die von den Bewegungen der Zeit innerlich berührt wurden.

Große Verschiedenheiten in dem Wärmegrade und in der Ausdrucksweise dieser Neigung waren ja allerdings, je nach Landschaft, nach Bildungsstufe und andern, zu verspüren; gewiß aber wußte Johannes Müller recht gut, was er meinte, wenn er im März 1790 einem Freunde von dem alles pervadirenden Geiste der Freiheit sprach. Er, der noch vor kurzem, gegenüber der Million wohldisziplinirter Krieger, die zu den Fürsten standen, die Sache der Völker fast verloren gegeben hatte, wollte jetzt in den meisten adlichen Korporationen nur noch ein caput mortuum erblicken. In seiner rheinischen Atmosphäre mochte der schweizerische Gelehrte und Staatsmann, damals beim Kurfürsten von Mainz in Diensten, derartige Betrachtungen sich besonders nahe gelegt finden. Die Richtigkeit der Bemerkung, daß fast allen Reichsständen die fürchterlichsten Revolutionen ihrer Unterthanen bevorstünden, so läßt sich im März 1791 eine Stimme vernehmen, mußte wenigstens in diesen Gegenden jeder Deutsche einsehen. Zu Frankfurt wollte man im September 1790, bei dem prunkvollen Einzuge der kurfürstlichen Gesandten zur Kaiserwahl Leopolds II., das Wort aus der Menge gehört haben: Das sind die letzten Seufzer der sterbenden Aristokratie. In Mannheim entwarf einige Zeit darauf Zffland in einem Trauerspiel „Die Kofarden“ ein Schaudergemälde von Zuständen, wie sie nun auch für deutsche Städte zu erwarten wären; wegen der düstern Farben, deren er sich bedient hatte, zur Rede gesetzt, berief er sich auf die

Erscheinungen in seiner Umgebung. In dem Württembergischen Lande, wo die noch frischen Erinnerungen an Karl Eugens Despotismus und seinen Kampf mit den Landständen den Eindrücken der französischen Revolution einen günstigen Boden bereiten mochten, rief der Dichter Schubart — er selbst einst, in langer Kerkerhaft, ein Opfer des Despoten — in seiner „Deutschen Chronik“ sein schwäbisches Publikum zu heller Bewunderung des im Westen aufgegangenen Lichtes empor. In der Lieblingsstiftung Karl Eugens, der Karlschule, beging eine Anzahl von Zöglingen in geheimer Feier am 14. Juli 1790 den Jahrestag der Bastillenerstürmung; der Bruder eines frommen Dichters späterer Tage, der reichbegabte Georg Kerner, warf dabei den Abelsbrief seiner Familie, den er zu diesem Zwecke an sich gebracht hatte, ins Feuer. Und ebenso wenig, wie hier die militärische Disziplin der fürstlichen Lehr- und Erziehungsanstalt, verhinderte an der Tübinger Universität die klösterliche Zucht des sogenannten Stiftes das Eindringen des neuen Geistes, in welchem sich dort Jünglinge von bedeutender Zukunft, Hölderlin, Schelling, Hegel u. a. zusammensanden. Gar verwunderlich ist auch, aus diesem Württembergischen Lande, die Festrede bei der offiziellen Stuttgarter Feier des herzoglichen Geburtstages im Jahre 1792 zu lesen; der Redner wagte es, sich darin über die Schwächen und Schäden von Reichs- und Landesverfassung in einer Weise auszulassen, daß eine Wendung von fast humoristischer Kühnheit dazu gehörte, um schließlich den Weg zu der obligaten Huldigung für den hohen Gefeierten zu finden.

Aber auch in minder beweglichen oder von Frankreich entferntern Bevölkerungen als den rheinischen oder schwäbischen war das Wehen eines gleichen Geistes zu empfinden. Sa obschon ärmer an tumultuarischen Nachahmungen des französischen Beispiels, war man doch an eigentlichem Verständnis für die Gedanken, die die französische Revolution bewegten, in Nord- und Mitteldeutschland vor dem Süden und Osten entschieden voraus. Fand man sich doch dort durch die viel größere Verbreitung der Aufklärung für die Erfassung jener Gedanken ungleich besser vorbereitet, als in den geistlichen Herrschaften des Westens oder in den pfälzbairischen Landen, wo die spärlich verstreuten Anhänger moderner Ideen erst vor kurzem durch die arge Illuminatenverfolgung genötigt worden waren, zu entweichen oder doch von der Oberfläche zu verschwinden.

Von Berlin aus richtete damals einer der wunderlichen Gesellen jener Tage, der sich aber immer eine gewisse Beachtung zu schaffen wußte, August Friedrich Cranz, in düster mahnendem Tone ein „Wort der Beherzigung an die Fürsten und Herren Deutschlands.“ Er spricht (1790) von der politischen Infuenza, welche, wie die physische Krankheit dieses Namens vor acht Jahren vom Norden her, so jetzt vom Westen her alles überziehe. „Hört mich, ihr Fürsten, und merkt auf meine Rede, ihr Regenten der Erde, denn ich habe

Gotteswort an euch“ — so beginnt er, in des Propheten Weise, seine Ansprache. Die Zeit der Revolutionen sei angegangen und wälze sich über Europas Horizont immer näher herauf wie der dämmernde Morgen oder — wie die allmählich einbrechende Nacht, die Zeit von Revolutionen, welche nicht, wie die der Vorzeit, gegen unerträglichen Tyrannendruck in plötzlichem Stoße vereinzelt hervorbrächen, sondern vielmehr, durch die moderne Aufklärung von lange her vorbereitet, aus allgemeinen tieferliegenden Antrieben auch wohlwollende Regierungen und gedeihliche Staatsverhältnisse mit Erschütterung heimsuchten.

Was Preußen und insbesondere Berlin betrifft, so war dort eine scharfe und freie Art, sich auszusprechen, schon in Friedrichs des Großen Tagen dem Fremden aufgefallen und äußerte sich eben zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution bei einem lebhaften Gegensatz, in welchem sich der größere Teil der Gebildeten zu der hervorstechendsten Willensrichtung von Friedrichs des Großen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., befand. Nur bewegte sich der Gegensatz freilich um Fragen und Streitpunkte ganz andrer Art, als die in dem französischen Kampfe zwischen Volk und Königtum die Hauptrolle spielten. Es handelte sich in Preußen weniger um Staats- und Gesellschaftsformen; am wenigsten dürfte man denken, daß eine sofortige Mißachtung des preußischen Staatsgebäudes, gegenüber dem im Werke befindlichen französischen Neubau, eingetreten wäre. Wohl verfolgte man auch in Preußen, wie anderwärts, den Gang der französischen Dinge mit lebhafter Teilnahme, und der größte Philosoph der Zeit, Immanuel Kant in Königsberg, war keineswegs der einzige im Lande, der sich jetzt stärker als je zur Erörterung allgemeiner politischer Prinzipfragen angeregt fühlte. Keineswegs ging man jedoch hier in der Bewunderung der französischen Herrlichkeit in solchem Grade auf, daß man darüber den Wert des eignen Besitzes ohne weiteres hintangesezt hätte. Ein nicht unbedeutendes Interesse, ganz geeignet, alle Preußen in einer vaterländischen Spannung zusammenzuhalten, war zunächst, bis tief in das Jahr 1790, durch die von Herzberg geleitete auswärtige Politik gegeben, die jeden Augenblick zu einem vielversprechenden Kriege gegen Oesterreich und vielleicht auch gegen Rußland führen zu sollen schien. Überhaupt aber gab es hier in Preußen ein politisches Selbstgefühl, es gab einen Staat, der sich bisher durch seine Leistungen zum Gegenstande der Gemüthung und Anhänglichkeit für die Angehörigen gemacht hatte. Ihm ohne weiteres alle Schätzung und Beachtung zu entziehen, um etwa für ein Ideal nach französischem Zuschnitt zu schwärmen, war man hier nicht so rasch geneigt, wie in den ärgerlichen oder doch ganz unbefriedigenden Verhältnissen mancher Kleinstaaten. Das geachtetste Organ der Berliner Aufklärung, die Berliner Monatschrift, hielt sich in seinen politischen Aufsätzen von allen Überschwenglichkeiten fern und gab hier sehr verschiedenen Meinungen Raum. Ein nichts weniger als

aufklärungsfeindlicher Mitarbeiter des Blattes, v. Gofler, hebt, indem er ganz gegen die Gewohnheit der deutschen Aufklärungspolitiker vor allem die Macht des Staates nach außen ins Auge faßt, aufs nachdrücklichste hervor, daß der preußische Staat eine wahre Monarchie, daß in dem Oberhaupt alle Macht vereinigt und jede gemischte Regierungsform ausgeschlossen sein müsse. Also ganz das Gegenteil dessen, worin die französische Nationalversammlung und die Mehrzahl ihrer deutschen Verehrer das Heil suchten!

Was aber um diese Zeit die Geister in Preußen vor allem in Erregung setzte, das war der Kampf um die Freiheit auf dem Gebiete des religiösen und philosophischen Denkens. Es galt den Widerstand gegen die Anstrengungen Friedrich Wilhelms II. und seiner nächsten Vertrauten, eines Bischofswerder und Wöllner, durch neue Inkrustierung der kirchlichen Symbole und andre Maßregeln der Lehrfreiheit Schranken zu setzen und den positiven Kirchenglauben wiederherzustellen. So heftig nun der Widerstand gegen diese Anstrengungen war, so wurde er doch fast ohne tumultuarische Erscheinungen geleistet; höchste Behörden — Minister, Kammergerichts- oder Oberkonsistorialräte — konnten in einzelnen Fällen, ohne aus ihrer Rolle als königliche Diener herauszufallen, bis zu einem gewissen Punkte an der Opposition teilnehmen und die Durchführung des von oben herab beabsichtigten erschweren. Natürlich aber mußte doch auch dieser Kampf gegen einen ausgesprochenen aufklärungsfeindlichen Königswillen, bei aller Verschiedenheit der Beschaffenheit und der Erscheinungsart, dazu beitragen, in Preußen die Teilnahme an der französischen Volkserhebung gegen das Königtum zu verstärken; und wenn sich dann unter dem Eindruck dieser französischen Erhebung auch die Hitze jener preußischen Opposition steigerte, so wird man das nicht minder begreiflich finden. Zwar das oft angeführte Wort des Ritter von Zimmermann aus dieser Zeit, es gebe in Berlin Eiferer, die wohl Lust hätten, gewissen Leuten die Köpfe abzuhacken, um sie vor der Thür ihrer Aufklärungssynagoge aufzupflanzen, ist die Ausgeburt eines krankhaft überreizten Gehirns und verdient keine übergroße Beachtung; die Berliner Weisheitsmonopolisten werden aber, neben den Reformatoren mit Feuer und Schwert, auch von dem durchaus nicht freiheitsfeindlichen Körner, in einem Briefe an Schiller, als Leute genannt, die ihm schlecht behagten und gegen die er manches auf dem Herzen habe.

Sah man sich in dem außerpreußischen Norddeutschland um, so stach als die Wohn- und Wirkungsstätte derjenigen, die Körner bei dem Ausdruck Reformatoren mit Feuer und Schwert im Sinne hatte, hauptsächlich Braunschweig ins Auge. Campe — den meisten von uns nur um seines Robinson und andrer Jugendschriften willen in werter Erinnerung — hatte sich im Sommer 1789 mit dem jungen Wilhelm von Humboldt nach Paris begeben, um dort einige Wochen in der neugebornen französischen Freiheit zu schwelgen und mit einem dichten Kausche nach Braunschweig heimzukehren; hier machten

er und seine Sinnesgenossen, Trapp, Mirabeaus Freund Mauvillon und andre, in ihrem Braunschweigischen Journale und sonstigen schriftstellerischen Erzeugnissen von der Pressfreiheit des Ortes den ausgedehntesten Gebrauch. Datirte man hier schon in den ersten neunziger Jahren mitunter nach „Jahren der Freiheit“ (von 1789 aus gerechnet), so beging man in Hamburg den 14. Juli 1790 als den ersten Jahrestag der Bastillenerstürmung mit einer Feier, die unter allen ähnlichen Festlichkeiten, an denen es auf deutschem Boden nicht fehlte, am meisten von sich reden machte. Klopstock, der Sänger des Messias (der auch später um Mirabeaus Tod Trauer angelegt haben soll) wurde dabei im Schmuck der französischen Nationalkokarde, das verehrte Haupt mit einer Freiheitsmütze bedeckt, gesehen; die Frauen erschienen in weißen Gewändern, von Gürteln in den französischen Freiheitsfarben umfaßt. Der Augenblick, wo die Sonne den Meridian von Paris passiren mußte — 12 Uhr 42 Minuten — wurde abgewartet, um mit einem Kanonenschuß das Zeichen zum Beginn der Feier zu geben. Man trank auf baldige Wirkung des französischen Beispiels in Deutschland, auf Beseitigung des Despotismus. Ein französisches Blatt, das Journal de Paris, freute sich, seinen Lesern von den angestimmten Gefängen zu erzählen und die eine der beiden Oden, die Klopstock zum Vortrag brachte — der Fürst und sein Rebzweib (Le despote et sa Sultane) — in französischer Übersetzung mitzuteilen. — Zu solchen Huldigungen für das französische Heil stimmte es, wenn anderwärts öffentliche Beleidigungen der Revolution aus dem Publikum heraus eine scharfe Zurückweisung erfuhren. Ein Trauerspiel und ein Lustspiel voll bitterm Grimmes und platten Spottes gegen das revolutionäre Wesen — Sfflands „Kokarden“ und Kozebues „Weibliche Jakobiner“ — wurden in Leipzig in der Michaelismesse 1791 gründlich ausgepiffen, und der Regisseur mußte auf die Bühne, sich wegen der Wahl dieser Stücke zu entschuldigen. — Als ein charakteristisches Zeichen für die Atmosphäre, in der man lebte, mag endlich noch erwähnt werden, was sich in Gotha an dem herzoglichen Geburtstag der Festredner in einer Freimaurerloge erlauben durfte; sonst ein Mann von harmlos-friedlichem, wohlwollend-gemeinnützigem Wesen, verstieg er sich bei dieser Gelegenheit bis zu einer Aufforderung an die anwesenden Mitglieder vom Militärstande, für den Fall, daß ihr Einschreiten bei Volksaufläufen verlangt würde, sich einer weisen Neutralität zu befleißigen, und der Herzog war nicht zu bewegen, ihn deshalb irgendwie behelligen zu lassen.

Allgemeine Zeugnisse dafür, wie frei sich die Gedanken in der Richtung bewegten, in der sie durch die französische Revolution so mächtig vorwärts gebracht waren, ließen sich in Menge beibringen. Als alltäglicher Gesprächsstoff in weiten Kreisen werden uns Fragen bezeichnet wie die von der Pflicht des Regenten, sein Volk glücklich zu machen und über die Verwaltung seines Amtes Rechenschaft abzulegen, von dem Vertrag zwischen Fürst und Volk, an

den das Volk nur insofern gebunden sei, als der Fürst die Bedingungen erfülle. Ein ganz anderer Ton, heißt es, sei seit 1789 in der Behandlung politischer Fragen eingerissen; von Fürsten- und Volksrechten werde in einer Sprache gesprochen, stärker als man sie früher jemals gehört habe. Worüber man noch vor 10 Jahren, sagte 1792 Karl Friedrich von Moser, als ein Majestätschänder fiskalisiert worden wäre und sich, wie Hutten dem Erasmus, das Fliehe, fliehe! hätte zurufen müssen, das werde nun auf allen Rathedern behauptet, unter kaiserlichen und königlichen Privilegien gedruckt, von den Häuptern der Völker selbst erkannt, bekannt, gelobt, gepriesen, und, gern oder ungern, befolgt.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,  
 Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.  
 Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.  
 Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangt, geschieht!

So lautet eines von Goethes venetianischen Epigrammen, die im Anfange der neunziger Jahre entstanden. Und welche Mühe wurde nicht von so manchem, der die weitverbreiteten Anschauungen zu widerlegen oder zu ermäßigen bestrebt war, daran gesetzt, diese weite Verbreitung auf ihre natürlichen Ursachen zurückzuführen und so ihres bestechenden Eindruckes zu berauben! Indem dabei die Verbreitung selbst als eine gar nicht abzuleugnende Thatsache vorausgesetzt ist, haben wir auch hierin ein neues, und zwar ein recht nachdrückliches Anzeichen dafür zu erkennen, in welchem Maße der Name der Freiheit den Zauber, den er einst auf deutschem Boden hauptsächlich in Kämpfen um Glauben und Denken gewonnen hatte, jetzt in der Beschäftigung mit politischen und bürgerlichen Ereignissen und Verhältnissen zur Geltung brachte.

Für uns aber mögen eben jene Versuche der Gegner, die starke Wirkung der Revolutionsideen in Deutschland aus andern Ursachen als ihrer innern Wahrheit zu erklären, bei einer spätern Gelegenheit den Gegenstand der Aufmerksamkeit abgeben.

